BORN WITH A CAUL.

Von Karl Eugen Schmidt.

Weiß der Leser was ein „Caul" ist? Vor einigen Jahren stieß mir das Wort bei Douglas Jerrold, dem bekannten Verfasser von Frau Caudel's Gardinenpredigten, auf. Damals suchte ich die Bedeutung des Wortes zu ergründen, indem ich allerhand Lexika zu Rathe zog, ohne jedoch genügenden Bescheid zu finden. Ein Caul ist ein Häutchen, welches das neugeborene Kind umgibt, und welches manchmal den Kopf des Kleinen bedeckt. Ein Kind, dessen Kopf in dem Häutchen steckt, ist „born with a Caul", und ihm kann kein Unheil passiren. Ein besonderer Glücksstern wacht über seinem Wohlergehen, alle Pläne gelingen ihm, kurz, es ist ein Sonntagskind. Die richtige Uebersetzung der Bezeichnung ist mir jedoch erst in Amerika klar geworden, wo Wahrsagerinnen und weise Frauen beinahe so häufig wie Colonels und Captains sind, und wo einem für wenige Thaler alle Geheimnisse der Vergangenheit und Zukunft entworfen und enthüllt werden. Die modernen Sybillen sind nämlich sammt und sonders „mit einem Schleier geboren," wie man täglich in ihren Anzeigen lesen kann.

Abgesehen von diesen Priesterinnen des Orakels habe ich einmal in meinem Leben einen Menschen kennen gelernt, der mit einem Schleier,—wie es also auf gut deutsch heißt,—geboren war.

Jack McDermott war der größte Pechvogel, den man sich vorstellen konnte; wo er die Picke einschlug, war das edle Metall wie weggeblasen; seine Pferde wurden gestohlen, verreckten sich oder brachen die Beine; wenn es stürmte, war sein Zelt das erste, das umgeweht wurde; fiel ein Platzregen so war es sicher Jack's Schacht, der ersoff. Alle diese Beweise daß das Schicksal ihn zum Spielball seiner Tücken ausersehen hatte, konnten jedoch Jack's Ueberzeugung nicht erschüttern, daß er ein Glückskind sei, denn er war ja doch mit einem Schleier geboren.

„Seht Ihr, Kameraden," pflegte er zu sagen, indem er ein kleines Ledertäschchen öffnete, das er an einer um den Hals geschlungenen Schnur hängend, auf der nackten Brust trug, und ein verhutzeltes, trockenes Etwas hervorholte, das etwa so aussah, wie ein schmutziges, zerknittertes Stück Papier, „seht Ihr, hier ist mein Caul, der mir noch Glück bringen wird. Das weiß doch Jeder, daß Kinder, welche mit einem Caul auf die Welt kommen, Glückskinder sind. Meine Mutter, die eine gescheute Frau war,—jawohl, Ihr braucht nicht zu lachen, eine verdammt gescheute Frau war sie,—die hat mir das Täschchen da selber um den Hals gehängt, als ich noch ein kleiner Knirps war, und dabei hat sie gesagt: „Jack, Du bist ein Sonntagskind und wirst Glück haben, so lange Du Deinen Caul in Acht nimmst. Verlier' ihn nur nicht, mein Junge, denn da steckt Dein Glück drin!" So hat sie gesagt, und sie war eine gescheute Frau."

Durch derlei Reden gelang es dem alten Jack, obgleich er kein kräftiger Jüngling mehr, sondern ein von Strapazen, Fieber und dem tropischen Klima ausgemergelter, alter Bursche war, stets, einen tüchtigen Partner zu bekommen, denn die meisten Goldgräber sind, wie die Glücksspieler und Seeleute, mehr oder weniger abergläubisch. Die Partnerschaften dauerten aber nie sehr lange, denn die Betheiligten erkannten stets sehr bald, daß McDermott's Glück eine ganz besondere Abart von dem gerne gesehenen Artikel war, und lösten die Gütergemeinschaft so bald als möglich. Der Alte aber hörte nicht auf, an die geheime Kraft seines Glückshäutchens zu glauben, und bedauerte von Herzen die jungen Leute, die dumm genug waren, so herrlichen Chancen, wie sie eine Partnerschaft mit ihm bot, den Rücken zu kehren.

Mitunter erzürnte er sich auch über die Zweifler, die ihn zornig ansahen, wenn er beim Pokerspiel hinter ihnen stand, und die laut fluchend aufsprangen, wenn ihre Karten unaufhörlich verloren und vor sich hinknurrten: „Heut' hab' ich wieder einmal McDermott's Glück!"

„Natürlich!" sagte er dann in fast höhnischem Ton, „natürlich, Ihr müßt das ja besser wissen. Ihr seid ja auch schon 30 Jahre alt und ich erst 56. So ein gescheuter, intelligenter und gebildeter Mann, wie Ihr seid, der muß das ja Alles viel besser verstehen. Der Dr. Mitchell, der vier Jahre lang in Edinburg studirt hat, der ist ja ein armes Wickelkind gegen Euch und Eure Kenntnisse. Und wenn Ihr sagt, ein Caul bringt kein Glück, gut, dann bringt er eben kein Glück, und wenn der Dr. Mitchell und tausend medizinische Bücher — jawohl, medizinische Bücher, die mir der Dr. Mitchell gezeigt hat—auch sagen und beweisen, daß ein Caul Glück bringt. Mir kann's ja Recht sein. Ich verliere dadurch nichts. Ich habe meinen Caul hier auf der Brust, fest verwahrt. Aber ärgern werdet Ihr Euch Alle noch, wenn Ihr auf einmal hört: Der alte McDermott hat ein reiches Pocket gefunden! Dann ist es Eure eigene Schuld, daß Ihr nicht dabei seid und theilen könnt. Ich habe Euch alle Chancen gegeben."

Damit pflegte er sich von der ungläubig lachenden Menge abzuwenden und nach seiner Hütte zu schreiten, die am Ende des Berges unter einem großen wilden Feigenbaume, dessen dichtes Laub das ganze Jahr hindurch die Sonne und zum Theil auch den Regen abhielt, erbaut war. Jack wohnte schon einige Jahre in dieser Hütte. Als er noch jünger und kräftiger war, hatte er den australischen Continent kreuz und quer durchwandert, alle neuen Goldfelder auf seiner Jagd nach dem Glück besuchend. Derartige Leute giebt es Tausende in Australien. In der festen Zuversicht, daß ihnen Frau Fortuna endlich doch einmal hold sein müsse, ziehen sie von einem Goldfelde zum andern. Zelt, Decke, Kochtopf, Schüssel, Schaufel und Picke, sowie etwas Proviant, entweder auf dem Rücken mitschleppend, oder vor sich auf den Sattel geschnallt. Von Zeit zu Zeit glückt ihnen auch ein Versuch, und Geld klimpert in den Taschen. Dann macht sich der Goldgräber mit Feuereifer daran, den Mammon wieder los zu werden, und nur Wenige sind so besonnen, das ihnen plötzlich vom Glück in den Schooß Geworfene festzuhalten. Werden diese Leute zu alt, um das mühsame Wanderleben fortzusetzen, so lassen sie sich an irgend einem alten Goldfelde nieder, bauen sich eine Hütte, legen einen kleinen Garten an, worin sie Süßkartoffeln, Bohnen, Pumpkins, Wassermelonen und einiges Andere ziehen, und kratzen während der trockenen Jahreszeit in den Rissen und Schluchten der Berge die lose Erde zusammen, um sie hinab ins Thal zu schaffen und aufzuhäufen. Wenn dann die Regenzeit kommt und das trockene Bett des Baches füllt, hört man in diesen alten Goldfeldern das Klappern der Goldwiege, denn jetzt wäscht der „Digger" die in der trockenen Zeit zusammengetragene Erde aus. Diese Art der Goldwäscherei, bei der man dreiviertel Jahre arbeiten muß, ehe der Ertrag sichtbar wird, behagt den jüngeren Leuten, die gerne im Handumdrehen reich würden, nicht, und deshalb befassen sich fast nur ältere Männer damit, die sich von einem thätigen Leben ausruhen und ein beschauliches Dasein führen. In der trockenen Jahreszeit ist ein derartiges Goldfeld fast verlassen, nur die wenigen alten Leute bleiben zurück, während die jüngeren ihr Glück anderswo versuchen. Kommt aber die Regenzeit, so füllen sich die Thäler mit fleißigen Leuten, und alle Ravinen und Schluchten werden jetzt, wo das Wasser die Ausbeutung möglich macht, nach goldhaltigen Stellen durchwühlt.

Ein solches Goldfeld war Corroboree Camp, wo sich Jack McDermott nach langen Irrfahrten festgesetzt hatte. Corroboree nennen die schwarzen Eingeborenen von Australien ihre Zusammenkünfte, die gewöhnlich in Vollmondnächten stattfinden, und wobei Gesang und Tanz eine Hauptrolle spielen. Corroboree Camp lag gerade, wo ein Fluß sich durch die Gebirgskette durchgearbeitet hatte und in eine weite Ebene eingetreten war. Irgendwo im Gebirge mußte goldhaltiges Gestein sein, denn im Flußbette war das edle Metall zuerst gefunden worden, und zweifelsohne hatten es die Wasser im Laufe von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden aus dem Gestein gewaschen und hinabgeschwemmt. Bis jetzt aber hatte man in der Umgegend noch keine Entdeckung von Quarzgold gemacht, und die Goldgräber beschränkten sich darauf, das Alluvialgold aus der losen Erde zu waschen.

Beinahe drei Monate waren vergangen, seit der rothhaarige Mike, der letzte Kamerad McDermott's, diesen mit der Bemerkung verlassen hatte, „sein Glück sei schlimmer als überhaupt gar kein Glück", und noch immer war McDermott allein, denn „McDermott's luck" hatte einen so schlechten „Record", daß sich Niemand mehr mit ihm einlassen wollte.

Daß hätte zwar wenig ausgemacht, wenn Jack sich damit begnügt hätte, die lose Erde auf den Abhängen zusammenzukratzen und herunterzuschleppen, wie es die meisten Anderen thaten. Aber er wollte höher hinaus. Er hatte die ganze Gegend gründlich untersucht und war zu dem Schlusse gekommen, die ganze weite Ebene bestehe aus Alluvialgrund und sei von dem Flusse durch Anschwemmung gebildet worden. Folglich müsse in bestimmter Tiefe, ähnlich zwischen der Diluvial- und der Alluvial-Schicht, Gold stecken. Da aber die Alluvialschicht stellenweise 40 Fuß und noch dicker war, so konnte ein einzelner Mann da nichts ausrichten, denn zum Graben eines Schachtes sind stets mindestens zwei Mann erforderlich.

Eines Tages aber erschien Jack mit einem jungen Burschen bei dem Storekeeper, wo sich die wenigen Bewohner des Lagers gewöhnlich versammelten, um einen Schluck Whisky zu trinken und sich die Abende zu vertreiben, und stellte den Fremden als seinen neuen Partner vor. Billy Randall war ein hübscher Bursch, dem Ehrlichkeit und Fröhlichkeit aus den Augen lachten, so daß er bald der Liebling des ganzen Lagers wurde. Als es erst bekannt geworden war, fehlte es ihm auch nicht an Offerten, den „alten Narren" zu verlassen und einen Antheil in einem anderen Claim anzunehmen. Aber „Laughing Billy", wie er bald im Lager genannt wurde, schlug all das rund ab und meinte, er habe jetzt einmal die Partnerschaft von Jack McDermott angenommen und werde sie behalten, um zu sehen, was eigentlich in seinem Caul drin stecke. Billy war erst vor einigen Monaten als Matrose in Australien angekommen und von seinem Schiffe entlaufen, weil er so viel von den Goldfeldern gehört hatte. Die meisten Seeleute sind etwas abergläubisch, und das war auch der Hauptgrund daß sich der Bursche so schnell an Jack McDermott, dessen Caul früher oder später Glück bringen mußte, angeschlossen hatte.

Die Beiden arbeiteten also in der Ebene an einer Stelle, die der Alte als ganz besonders günstig ausgesucht hatte. In dem angeschwemmten Erdreich ging das Graben schnell von Statten, und nur das Auszimmern des Schachtes der sonst eingestürzt wäre, machte viel Mühe. Da mußten erst Bäume gefällt, in der richtigen Länge beschnitten, hinunter an den Schacht geschleppt und dort mit großer Sorgfalt eingepaßt und festgekeilt werden. Natürlich fiel dem jüngeren Manne der Löwenantheil der Arbeit zu; Jack, der die Erfahrung, aber nicht die Kraft hatte, machte seine Angaben und beaufsichtigte das Ganze, während Billy die Weisungen des Alten befolgte.

Zehn oder elf Wochen waren bei diesen Arbeiten vergangen, der „Boden," d. h. die Diluvialschicht, mußte bald erreicht sein. Der Alte befand sich in der höchsten Aufregung, seine Erwartungen waren auf's Aeußerste gespannt, am Tage arbeitete er fieberhaft und Nachts wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager.

„Junge," sagte er zu Billy, „diesmal muß es glücken. Meine Mutter hat es gesagt, der Caul muß Glück bringen, und dies ist meine letzte Chance. In zwei, drei Tagen, vielleicht schon morgen, vielleicht schon heute, sind wir beide reiche Leute. Und was mich noch besonders freut, ist, daß gerade Du jetzt mein Partner bist. Wenn der rothe Mike oder einer der anderen da unten mit mir wäre, würde es mich nicht halb so freuen."

Am nächsten Vormittag war der Boden erreicht; die letzten sechs Zoll Erde wurden eben sorgsam aufgeschichtet, um ausgewaschen zu werden. Grobes Gold war nicht darin, das war zu sehen, aber der Alte hoffte das bessere und schwerere Feingold möge sich in dem „Dirt" finden. Während Billy unten die Erde loshackte und den Eimer füllte, lief Jack mit einer Schüssel voll Erde an den Bach, um sie auszuwaschen.

Als der Eimer voll war, rief Billy sein „all right", damit sein Kamerad den Eimer aufziehe, aber oben regte sich nichts. Billy wartete eine Weile, ehe er zum zweiten Male sein Signal gab. Wieder keine Antwort. Der junge Bursche war nicht ungeduldig, er zog seine Pfeife heraus, stopfte sie, entnahm dem kleinen Fläschchen, worin die Bergleute ihre Streichhölzchen aufbewahren, um sie vor der Nässe zu schützen, ein Zündholz und steckte seine Pfeife an. Als er eine Zeit lang geraucht hatte, rief er wieder nach Jack, aber alles blieb still.

Da mußte etwas nicht in Ordnung sein. Billy sah sich um, wie er aus dem Schacht kommen könne. An dem Seile konnte er nicht aufklimmen, das hätte sich aufgerollt und wäre herabgefallen. Er begann also, an den Seiten in die Höhe zu klettern, indem er die Zwischenräume der einzelnen Balken geschickt benutzte. Das fiel dem ehemaligen Matrosen nicht schwer.

Oben angekommen sah er sich nach seinem Kameraden um. Von der Höhe des aus dem Schacht heraufgebrachten Erdhaufens konnte er McDermott erblicken. Er saß am Bach, still und bewegungslos, wie eine Bildsäule. Billy ging hinunter. Jack wandte den Kopf nicht, er schien ihn nicht zu bemerken. Die leere Waschschüssel in den Händen saß er da, die Augen starr auf die Schüssel gerichtet.

„Na, was giebt's denn, Alter?" fragte Billy. „Ihr sitzt ja da wie aus Holz geschnitzt."

Durch den Körper McDermott's lief ein convulsivisches Zittern. Langsam hob er den Kopf, und Billy erschrak, als er das bleiche Gesicht seines Gefährten sah.

„Billy, es ist nichts," sagte dieser mit gebrochener Stimme, „gar nichts ist drin. Mit mir ist's aus, das war die letzte Chance."

„Well, Jack," meinte Billy, beruhigend, „so schlimm wird die Sache nicht sein. Wenn wirklich nichts darin ist, so fangen wir einfach einen neuen Schacht an. Deshalb braucht Ihr den Kopf nicht so hängen zu lassen. Nur aufgeschaut, das Glück wird schon kommen."

Aber dieser letzte Schlag war zu viel gewesen für McDermott. Jahrelang hatte er die Tücken des Schicksals ertragen, ohne zu murren, immer von der festen Zuversicht auf seinen schließlichen Erfolg aufrecht gehalten, aber diesmal gab seine feste Natur nach. Einige Tage schleppte er sich müde von der Hütte nach dem Schacht und wieder zurück, dann konnte er nicht mehr von der Pritsche aufstehen, und die Leute im Lager wußten, daß es mit Jack McDermott zu Ende ging.

Es fehlte dem Kranken an nichts in dieser schweren Zeit. Billy war sein treuer Pfleger, und die Kameraden ließen es sich nicht nehmen, alle möglichen Luxusartikel wie Chocolade, Wein, und was man sonst im Lager bekommen konnte, dem Kranken zuzuschicken. Dafür zeigte er sich dankbar, aber seine Hoffnung vermochte nichts mehr zu erwecken.

„Billy," sagte er eines Tages mit schwacher Stimme zu seinem Pfleger, der auf einem Klotz neben der Lagerstatt saß, „es geht zu Ende mit mir, und da möchte ich Dir gerne etwas hinterlassen. Du bist ein guter Kamerad gewesen, und wäre alles ordentlich zugegangen, so wärest Du jetzt fein heraus, aber das verwünschte Glück ist ja doch nicht gekommen. Da ist der „Caul," mir hat er wenig geholfen, und jetzt ist's zu spät dazu, aber wer weiß, am Ende bringt er doch noch Glück, und das soll er Dir bringen. Da nimm und heb' ihn gut auf!"

Billy dankte dem Kranken und hängte sich den Talisman um den Hals.

„Und dann," begann der Alte wieder, „habe ich noch einen Wunsch. Ich möchte gerne da draußen in der Ebene unter dem großen Gummibaum, den man von unserem Schacht aus einzeln stehen sieht, begraben sein. Dort ist es hübsch still, der Spektakel des Camps ist nicht zu hören, und da liege ich hübsch kühl im Schatten und kriege keinen Sonnenstich."

Jack machte einen schwachen Versuch, über seinen Scherz zu lachen und sank dann ermüdet auf sein Lager zurück. Am nächsten Morgen kam Billy herunter in's Lager und theilte den Leuten mit, daß der alte Jack McDermott gestorben sei. Der rothe Mike erbot sich sofort, bei der Beerdigung des Alten der doch auch sein Partner gewesen sei, zu helfen, aber Billy schlug seine Hülfe dankend aus und bat nur den Metzger, ihm seinen Wagen am Nachmittag auf eine Stunde zu leihen, damit er den Todten an das Grab schaffen könne.

Dann schulterte er Picke und Schaufel und machte sich auf den Weg, um an der bezeichneten Stelle Jack's Grab zu machen. Der von dem Gestorbenen bezeichnete Gummibaum stand einsam in der baumlosen Ebene, etwa eine englische Meile vom Lager, entfernt. Dort angekommen suchte sich Billy erst ein passendes Plätzchen heraus, zeichnete dann ein längliches Viereck auf den Boden und begann seine Arbeit. Die Sonne hatte die Erde ausgedörrt, und die Picke drang nur mühsam in den harten Boden ein. Oben auf dem Baume saß ein „laughing-Jackass," der mit seinem unförmlichen Schnabel in das Holz hackte und von Zeit zu Zeit auf den Arbeitenden herabschielte, wobei er das kreischende Lachen hören ließ, dem er seinen Namen verdankt. Billy, dem von der schweren Arbeit der Schweiß über den Körper rann, hielt inne und sah zu dem Vogel auf. Der blieb ruhig sitzen, und blinzelte hinab und lachte wieder. Das klang so spöttisch, daß Billy unwillkürlich nachdachte, was er denn eigentlich so Lächerliches thue. Dabei fiel ihm ein, daß er noch keinen Sarg für seinen todten Partner hatte. Aber dem war ja leicht abzuhelfen. Er würde einfach den Kaufmann bitten, ihm ein paar alte Kisten zu schenken, und davon konnte er ja den Sarg zurechtzimmern. Im schlimmsten Falle machte er einen aus Baumrinde.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne zog dann Pfeife und Tabak heraus und setzte sich behaglich, mit den Füßen in der Grube, um die Pfeife zu stopfen und anzuzünden.

„Es ist mir doch leid um den alten Burschen," murmelte er dabei vor sich hin. „War ein recht guter Kerl, und ich hatte ihn gern. Möchte wissen, ob wirklich etwas an dem Caul da ist—" Hier lachte der spottende Vogel so laut und höhnisch, daß Billy erschrocken zusammenfuhr, und dann eine harte Erdscholle ergriff, um sie nach dem Spötter zu schleudern. Der wartete aber die Feindseligkeiten nicht ab, sondern flog langsam schwebend davon und ließ den Todtengräber allein. Billy hatte ärgerlich das Säckchen mit dem Talisman das er hervorgeholt hatte, wieder zurückgeschoben und nahm jetzt die Picke zur Hand und arbeitete rüstig weiter. Nach einer halben Stunde hörte er schweißtriefend auf und betrachtete sich sein Werk. Das Loch war beinahe vier Fuß tief.

„Nein," sagte Billy, „ich will ihm ein anständiges Grab machen, wo ihn Niemand stört."

Und damit schwang er die Picke von Neuem. Plötzlich bot sich ein Hinderniß. Ein starker Hieb hatte die Picke so fest eingetrieben, daß sie nicht mehr loskommen wollte. Jedenfalls war da eine Wurzel des großen Baumes. Billy bewegte die Picke hin und her, um ihren Halt zu lockern und riß sie dann mit einem kräftigen Rucke heraus.

Da! Was war das!

Am Rande der Picke hing ein Klumpen, so groß wie ein Kindskopf. Mit Erde bedeckt und davon braun gefärbt, schimmerte doch an manchen Stellen das gelbe Metall durch die unscheinbare Lehmkruste. Billy stürzte darüber her und hob den Klumpen in die Höhe. McDermott's Glück war gekommen; Der Klumpen war Gold!

In den durch Anschwemmung gebildeten Ebenen lagert sich oft das Gold an den Wurzeln der tausendjährigen Bäume, und eine solche reiche Stelle hatte Billy gefunden. So kam es, daß Jack McDermott selbst im Tode noch vom Schicksal zum Besten gehalten wurde, denn das Grab wurde ihm nicht an der gewünschten Stelle unter dem Gummibaum, sondern am Abhang des Hügels zu Theil, wo er den letzten Schacht gegraben hatte. Um den Gummibaum herum aber wurde die Erde allenthalben aufgewühlt, und Jack's Caul kam vielen Goldgräbern zu Gute.

Der Broschediebstahl und das Spiel des Zufalls.

Aus London wird betreffs des s. Z. im Kabel gemeldeten Brochediebstahls unter Offiziersfrauen geschrieben: „Der Zufall spielt bekanntlich im Menschenleben eine große Rolle. Der Satz klingt albern, aber hätte ihn die Frau Generalmajor Smyth beherzigt und an den Zufall geglaubt, so wäre sie am Freitag vor Gericht nicht zu einem Schadenersatze von 500 L. an die Frau Lieutenant Leader verurtheilt worden. Der Prozeß zwischen den beiden Offiziersfrauen, der drei Tage dauerte und beiderseits von den hervorragendsten Advokaten durchgefochten wurde, erregte ungemeines Aufsehen; erinnerte er doch in mancher Beziehung an den famosen Perlendiebstahl-Prozeß des vorigen Jahres. Beginnen wir mit dem Zufall. Im September 1891 verschwand vom Toilettentische der Generalin eine Diamantbrosche. Der Verdacht fiel auf einen Gasarbeiter, der im Zimmer zu thun gehabt. Einige Tage später entdeckte sie die Brosche im Ausstellungsfenster eines Goldschmieds. Sie erkundigte sich, wie er dazugekommen, und erfährt, daß Frau Lieutenant Leader sie ihm ungefähr zur selben Zeit verkauft, da sie ihr abhanden kam. Frau Leader war der Generalin langjährige Freundin, hatte ihr am Tage vor dem Verschwinden des Kleinods in ihrem Schlafzimmer einen Besuch abgestattet. Soviel die Generalin wußte—und Frauen haben für ihre gegenseitigen Schmuckstücke ein gutes Gedächtniß—, besaß ihre Freundin keine ähnliche Brosche; also war sie die Diebin, und blitzschnell wie der Gedanke aufstieg, sprach sie ihn vor dem Goldschmied aus, ließ durch ihren Rechtsanwalt die Brosche als gestohlenes Gut zurückfordern und schrieb kurz und bündig an Frau Leader einen Brief: „Sie haben meine Brosche entwendet; ich bitte um Zurückerstattung der Advokatengebühren im Betrage von 5 Guineen, widrigenfalls die Sache ihren gerichtlichen Lauf nehmen wird." Die Generalin war ihrer Sache sicher; der Zufall schien ausgeschlossen. Frau Leader war nun damals zu ihrem bei Karo in Garnison liegenden Gatten abgereist und dieser beantwortete den Brief der Generalin mit einer Verleumdungsklage, die mit deren Verurtheilung zu 500 L. Schadenersatz endigte. Frau Leader besaß nämlich eine solche Brosche. Zwar—und hier tritt wieder das Spiel des Zufalls auf—hatten weder die Generalin noch die übrigen Freundinnen in England, bei denen Frau Leader Wochen lang auf Besuch gewesen, sie jemals gesehen, noch auch hatte Frau Leader der Generalin, auf deren Brust sie die Brosche bemerken mußte, jemals gesagt, daß sie eine ähnliche besitze; auch fehlte dem Gehäuse, in welchem Frau Leader die Brosche aufbewahrte, jegliche Geschäftsmarke und Goldaufschrift des Juwelenhändlers, bei dem sie gekauft worden; ein als Fachmann zugezogener Futteralmacher erklärte sogar, daß die Brosche nicht hineinpasse, daß das Gehäuse überhaupt nicht für die Brosche bestimmt gewesen. Aber anderseits—eine neue Laune des neckischen Zufalls—war die Generalin auch nicht in der Lage, ihr eigenes Etui beizubringen; des Sachwalters Schreiber hatte es im Wagen vergessen! Ob daher die Brosche in ihr eigenes Futteral besser gepaßt hätte, war nicht zu erhärten. Was aber für Richter und Geschworenen den Ausschlag gab, war das eidliche Zeugniß des Lieutenants Leader, daß seine Frau eine solche Brosche besaß, er hatte eine Skizze davon aus Indien eingeschickt. Sein Bursche erklärte ferner, wiederholt Myladys Kammerjungfer bei Reinigung besagter Brosche geholfen zu haben, und eine Freundin der Frau Leader will schließlich die Brosche, die sie letzterer entlieh, auf einem Ball in Woolwich getragen haben. Falls also kein vielmaliger Meineid vorliegt, scheint ausgemacht, daß Frau Leader über eine ähnliche Brosche verfügte, mag es nun dieselbe gewesen sein, die sie dem Goldschmied verkaufte, oder nicht. Wie sie dazu kam? Ein Hauptmann Trench, der ihr zur Zeit seine Aufmerksamkeit widmete, hatte sie ihr als Hochzeitsgeschenk übersandt. Warum trat er nicht als Zeuge auf? Er war vor einem Jahre gestorben. Wo hatte er die Brosche gekauft? Niemand wußte es, trug doch das Futteral keine Geschäftsaufschrift. Von wo hatte er die Brosche gesandt, aus Europa oder Indien? Frau Leader blieb darauf die Antwort schuldig; sie hatte sich weder den Poststempel angesehen noch das Begleitschreiben des Kapitäns verwahrt. Wenn nun aber die Generalin die gestohlene Brosche mit solcher Sicherheit als ihr Eigenthum erkannte, weshalb führte sie nicht den Juwelier, bei welchem sie das Schmuckstück gekauft, in's Feld? Sie that dies, indessen, erstens war ihr, wie oben bemerkt, durch die Fahrlässigkeit des Advokatenschreibers das Etui abhanden gekommen; zweitens erklärte der Goldschmied, daß wenigstens 9 ähnliche Broschen verkauft worden seien, und drittens vermißte er an der angeblich gestohlenen Brosche sein eigenes, an unauffälliger Stelle eingeritztes geheimes Gewichtsabzeichen. Und damit war denn die Generalin für die Geschworenen gerichtet; sie hatte ihre Freundin des Diebstahls bezichtigt und vermochte den Beweis nicht beizubringen. Was ihrem Auftreten den Charakter der Gehässigkeit verlieh, war die verhältnißmäßig grausame Rücksichtslosigkeit gegen eine alte Freundin, von der sie doch nicht von vornherein annehmen durfte, eine Brosche von geringem Werthe zu stehlen, da sie bei ihrem Bankier über eine Bilanz von über 500 L. verfügte; ferner der anscheinende Versuch, sie durch die Hervorhebung der Beziehungen zu dem Geber der Brosche, dem Hauptmann Trench, in ein schlechtes Licht bei ihrem Gatten, dem Lieutenant Leader, zu stellen. Trotzdem, wenn alles gegen sie gesagt ist, kann man ihr ein gewisses Beileid nicht versagen; sie fiel dem Spiele des Zufalls zum Opfer.

Das Rattengift.

Humoreske von Adolf Lippold

Der Rödl Bauer ist schon allweil in seinen jungen Jahren a guter und frommer Bursch gewesen, gegen alle Leut gefällig und Niemandes Feind. Er is auch ka dummer Bursch gewesen, wenn er auch grad nit das Pulver erfunden hat und der einzig dumme Streich, den er gemacht hat, is gewesen, daß er die Reiter Marie zum Weib nahm. Die war nun ein bitzsauberes Madel, und in der Wirthschaft—na da mußte man wohl vor ihr Respekt haben. Aber eben da lags—im Respekt, den sie selbst von Allen verlangte und—von ihrem Mann nachgerad nicht am wenigsten. Na—um nit lang zu reden—sie war eben a richtiger Drach und der arme Rödl Bauer lebte wie in der Höll und ging herum und hing den Kopf und hatte niemals Courage seinem Weibe Widerpart zu halten—war eine reine Null im Haus. Sogar mit seiner Leibspeis, seinem Eingemachten, hielt ihn sein Weib schmal, wenn sie wie leider fast alle Tag, den Koller hatte und wäre nicht das Kathel, das jetzt zehnjährige bildhübsche Kind, die einzige Frucht ihrer Ehe, gewesen—wer weiß was da der Rödl Bauer schon lang gethan hätt. So aber hingen beide Eltern an dem lieben Kind und das hing wieder an allen beiden, am meisten aber doch an ihrem Vater, weil sie oft sah, wie die Mutter vor Zorn und Zanksucht den guten Vater schlimm behandelte. Nun aber hatte eines Tages die Bäuerin wieder höllisch aufgespielt und machte sich um Mittags zurecht, denn sie wollte einmal diesen Nachmittag ihre Schwester besuchen, die krank war und drüben im andern Kirchspiel, zwei Stunden vom Rödl Hof wohnte. Sie schärfte es aber ihrem Mann, ehe sie das Wägle bestieg, noch besonders ein die Speisekammer in Ruh zu lassen, Brod und Speck dürfe er schon nehmen, aber bei Leibe nichts Anderes, er sollte aber vor allem Dingen fein Obacht darauf halten, daß das Käthele nicht etwa gar über die in der Vorrathskammer auf dem Sims stehende Töpf mit süßem Eingemachten ginge, denn—er wisse es wohl, daß dieselben für den Herrn Landrichter, als Mittel gegen die Ratten bei ihm zu Haus, bestimmt seien, weshalb die Süße in der Speise nicht etwa von Zucker, sondern vom Arsenik herrühre, den sie—die Bäuerin vom Herrn Landrichter speciell erhalten und in großen Massen in die Speise gemischt habe. Und daß das Arsenik ein tödtliches Gift sei, würde er wohl wissen, so sehr dumm werde er wohl nit sein und.......damit fuhr sie endlich ab.

Das erste, was der Rödl Bauer gethan hat, wie sein Weib fort war, ist, daß er in die Vorrathskammer gangen ist und—richtig, da standen auf dem Sims drei große Töpf und an allen dreien hatte die Bäuerin große Zettel gemacht und darauf hat gestanden
.........Gift for de Rahden!"

Wehmüthig betrachtete der Bauer die Töpf, endlich aber konnte er rein nicht anders, er nahm einen herunter und band den pergamentnen Deckel ab.

Jo, es waren halt die schönsten Pflaumen und, eh' er nur gewußt, was er thut, ist er richtig mit dem Finger hineingefahren, hat eine herausgeholt und „wupdich" war sie auch schon hinunter—Erst ist er tüchtig erschrocken, der Rödl Bauer, von wegen dem Gift, dann aber hat ihn mit einemal sein ganzes Elend gepackt, daß er ganz rabiat worden ist und einen schrecklichen Entschluß faßt hat.

„Gelt," hat er zum Katharinle gesagt, hast Vatern lieb?"

Statt der Antwort ist das Dirndl auf eine Holzbank gestiegen und fällt dem Bauer um den Hals.

„Na," sagt der Bauer und küßt sein Kind, indeß ihm alleweil die Thränen ins Auge stürzen, „möchst mit Vatern in den Himmel gehen—bei die lieben Engel?"

„O—gern!" antwortet Katherinl, „aber Muttern?"

„Die kommt nach! Gelt—möcht'st?"

Die Kleine nickt und mit erschrecklicher Ruhe holt der Bauer zwei Löffel und die beiden essen im Umsehen den ganzen Topf richtig leer. Nun muß der zweite herunter—das hat geschmeckt!—Nein gar nicht wie Todesspeis'—No! Zwetschen—und wie delikat!

„Möchst noch mehr?" fragt der Vater halb angstvoll, halb lächelnd über die Hast und den Appetit des Katharinl.

„Freilich!" sagt die, „und Du?"

„Na—ich kann nur sagen — die Zwei aßen richtig alle drei Töpf total leer, rein gar nichts war drinn übrig blieben.

Da wird das Kind unruhig und sagt: Vater — mich zwickt's so im Leib."

Der Bauer wird blaß—„jetzt geht's los mit dem Gift — auch ihn wandelt so was an wie Koliern und Schwäche.

„Jetzt Katharina — schreibt an Muttern, was ich Dir sag und dann legen wir uns in Gottes Namen ins Bett."

Die Kleine schreibt und nun legten sich die Zwei in das große Bett des Bauern, der Bauer nimmt aber's Gebetbüchel mit und liest Sterbegebete. Das Gift scheint langsam zu wirken und das Dirndl schläft ein.

Die Bäuerin hat aber derweil ihre Schwester wieder wohlauf gefunden und fährt deshalb sofort wieder heim, denn—es schwant ihr ordentlich—daß die Beiden, wenn sie nicht daheim ist, derweil irgend ein Dummes machen. Sie kommt am Haus an, kein Mann zu sehen, kein Kätherl springt ihr entgegen. Die Wohnstube ist leer, aber—auf dem Tische liegt ein Brief mit ihrer Adreß.—Sie reißt denselben auf und liest:

„Liebe gute Mutter, ich geh mit Vatern bei die Engel im Himmel. Komm bald nach, wir grüßen Dich schön!" Und darunter hat der Bauer geschrieben: „Liebe Marie, ich vergeb Dir Alles!"

Es ist der Bäuerin, als ob sich rein Alles dreht vor ihr, sie denkt an alle die bittern Stunden, die sie ihrem Mann, den sie doch noch ebenso lieb hat wie früher—mit einem Male fühlt sie es—bereitet hat und nun—ihr Kind — ihr Katharinl!

„Heilige Mutter der Schmerzen! O! prüfe mich nicht zu stark!" schreit sie zum Himmel. Da hört sie was wie'n Seufzer aus der Schlafstub'.

„Maria Josef!" sie eilt hinein und bricht schluchzend an dem Bette des Gatten, wo sie die beiden liegen sieht, auf die Knie.

Der Bauer ist käsweiß im Gesicht, in seinem Leib rumort's gewaltig. Das Katharinl hat sich nicht wieder geregt, ist wohl schon todt.

„Bäuerin," sagt er matt und streichelt ihr tröstend das Haar, „verzag nicht, im Himmel sehn wir uns wieder und — siehst — da giebts kein Zank und kein Streit. Ich habe Dich lieb gehabt und verzeih' Dir Alles, aber aushalten konnt ich's nicht länger—ich fühle wie ich sterb'—leb' wohl."

„Bast'l!" schreit die Bäuerin in grenzenloser Angst auf, „stirb nicht, ich will niemals mehr aufbegehren. O—bleib bei mir!—und unser Kathrinl—!"

„S 'is zu spät Marie,—das Kind regt sich nicht mehr—das Gift—alle drei Töpf—war zu stark."

„Was," sagt die Bäuerin aufhorchend, was für ein Gift?"

„Na—das Eingemachte—vor die Ratten—wir haben's zusammen gegessen—nimms nicht übel—alle drei Töpf leer—rein leer!"

Da macht die Bäuerin einen Luftsprung und sagt: „Und kein andres Gift als in den Töpfen habt's gegessen?"

Der Bauer schüttelte wehmüthig mit dem Kopf, denn das Gift wirkt bei ihm immer mehr.

Da bricht die Bäuerin erst in Lachen aus, dann in Thränen und wieder in Lachen aus und faßt das Kätherle in ihre Arme, die—vom Schlafe erwachend—sich verdutzt im Bette aufsetzt und dann giebt sie ihrem Mann einen Kuß und sagt lachend und jubelnd:

„Alle drei Töpf habt's ausgegessen? Alle drei Töpf?—Habt's recht gemacht!—Aber Gift war nicht drinn, sondern wie sich's gehört, viel Zucker—und nun Basti—nicht mehr—stirbst nicht—bleibst mein guter Mann und was all die Jahr' von mir Garstig's an Dir than worden ist—das vergieb mir—soll nicht wieder vorkommen—hab mir 'ne Lehr geholt!

Und — die Bäuerin hielt Wort! Die beiden anderen hat das Eingemachte zwar a par Tage ein Bisl angegriffen, aber ernstlich geschadet hat's keinem von Beiden.

Eine Schreckensnacht.

Von L. Bier.

Wenn der Winter seine Schneedecke für eine lange Dauer über die weiten Ebenen Rußlands breitet und alles erstarrt unter dem eisigen Hauche des Nordwindes, dann sammeln sich die in der Sommerszeit allenthalben in Wald und Flur zerstreut lebenden Wölfe und gehen in Rudeln von oft mehreren hundert Stück auf Raub aus. Schauerlich dringt dann ihr Geheul durch die Stille der Nacht, wenn sie der heftigste Hunger peinigt. Alljährlich fallen viele Menschen in Polen und Rußland diesen Raubthieren zum Opfer.

Ich will euch eine jener Schreckensscenen, wo hungrige Wölfe die Verfolgung von Menschen aufgenommen haben, in den folgenden Zeilen schildern. Der anbrechende Tag war klar und heiter gewesen, und der Gutsherr Petrowitsch hatte das schöne Wetter für recht geeignet gehalten, um mit seiner Gemahlin Kathinka dem nächsten Gutsnachbar einen Besuch abzustatten. Obgleich beide dringend zum längeren Verbleiben genöthigt worden war, hatte P. dennoch zeitig genug mit seinem Dreigespann den Rückweg angetreten, nachdem er sorgfältig seine Doppelpistolen sowohl, wie die Buchsflinte frisch geladen, auch das lange und schwere Dolchmesser zum Griff bereit um den Leib geschnallt hatte. Seiner bei solchen Vorbereitungen zur Heimkehr etwas ängstlich werdenden Gemahlin bedeutete er zwar, daß alles dies nur aus Vorsorge geschähe und ein Ueberfall durchaus nicht zu fürchten sei,—aber er wußte es besser.

Nicht umsonst hatten die drei Pferde am Morgen beim Passiren des Waldes heftig geschnaubt und scharf ausgreifend die Ohren gespitzt, auch war es ihm so erschienen, als ob aus einem besonders dichten Gebüsch zwei grünliche Punkte geleuchtet hätten. Nachdem es über das flache Feld in nicht zu scharfem Trabe gegangen war, um die Pferde nicht vorzeitig zu ermüden, fuhr der Schlitten bei niedergehender Sonne in den Wald hinein. Der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt und bald begann der Schnee in weichen Flocken lautlos und leise herabzurieseln.

In der düstern Tannenholzung hatte die Nacht schon ihre Herrschaft angetreten. Horch! Da ertönte langgezogen und aus weiter Ferne das Geheul eines Wolfes. Die ihre Ohren spitzenden Pferde griffen sofort unaufgefordert weiter aus und schon ließ ein zweiter Wolf in großer Nähe seine schauerliche Stimme erschallen, bald war auch ein dritter und vierter zu hören. „Um Gotteswillen! Mann, das sind Wölfe!" rief verzweifelnd die Frau. „Ruhig, Kathinka ich habe sie schon längst gespürt, aber hoffentlich werden wir noch wohlbehalten nach Hause zu unseren Kindern kommen, unsere drei schnellsten Pferde sind ja vor den Schlitten gespannt, die laufen ja mit jedem Wolfe um die Wette.

Immer vielstimmiger wurde das Geheul, immer größer die Gefahr, denn schon ließ sich zu beiden Seiten des Weges in dem dichten Gestrüpp verdächtiges Geräusch vernehmen. Aber die herrlichen Pferde flogen dahin wie ein Vogel so schnell. Die Hälfte des Waldweges lag bereits hinter ihnen und das Geheul der im Walde dem Schlitten folgenden Wölfe erklang mehr und mehr aus weiterer Ferne—da stürzte das zur Linken eingespannte Pferd, indem es über einen aus dem Schnee nur wenig hervorragenden Wurzelknorren stolperte, zu Boden. Eilig übergab Petrowitsch seiner Frau die Zügel, sprang vom Schlitten und da er sah, daß das Pferd den Fuß gebrochen hatte, schnitt er mit einem scharfen Messer die Stränge, entzwei, um das Pferd seinem Schicksal zu überlassen.

Kaum war er wieder in den Schlitten gesprungen und hatte die beiden nun höchst unruhig gewordenen gesunden Pferde, die ihrem Kameraden ein letztes „Lebewohl" zuwieherten, zum rasendsten Laufe angefeuert, da brachen auch überall aus dem Gebüsch die dunkeln Gestalten der Verfolger hervor, und ein röchelndes Aufwiehern des verlassenen Pferdes gab Zeugniß davon, daß die hungrige Rotte ihr blutiges Mahl begonnen hatte. „Jetzt, Kathinka, gilt es Tod oder Leben! In wenigen Minuten werden die Bestien mit ihrer Mahlzeit fertig sein, und durch das frische Blut gieriger gemacht, uns nachstürzen. Nimm Du jetzt die Zügel, zeige, daß Du mein muthiges, braves Weib bist, ich werde mit meiner Büchse und den Pistolen vom Rücksitz aus die Räuber erwarten, nur wenige Werst noch und wir sind daheim."

Wie Petrowitsch es gesagt, hatte, so kam es auch. Kaum waren einige Minuten verflossen, so erhob sich ein geradezu entsetzliches Geheul und schon kamen die raschesten der Verfolger zum Vorschein. Ganz dicht heran ließ Petrowitsch die ersten kommen, ein Doppelknall—und zwei Wölfe wälzten sich in ihrem Blute, um im Nu von den Nachfolgenden zerrissen und aufgefressen zu werden; so geschah es noch zu zwei Malen, ohne daß Zeit geblieben wäre von Neuem zu laden. Bereits war einer der Verfolger auf das Hintertheil des Schlittens gesprungen, wofür er freilich mit dem haarscharfen, wuchtigen Dolche von dem Gutsherrn so gezeichnet wurde, daß ihm jedes Springen für immer verging und ein anderer wiederholt den Versuch gemacht, in den Schlitten zu gelangen, um die fahrende Gutsherrin zu zerfleischen, da bogen die Pferde um die Waldecke und die Gutsleute, welche das Schießen und das Wolfsgeheul gehört hatten, kamen mit Fackeln, Gewehren und Sensen ihrer Herrschaft entgegen. Vor den flackernden Flammen und der stattlichen Anzahl Bewaffneter stutzten die Wölfe und flohen dann in das Dickicht des Waldes zurück.

Wie sehr aber Vater und Mutter sich freuten, als sie wieder in der schützenden Wohnung bei ihren Kindern waren, und wie die Kinder immer und immer wieder ihre Eltern umarmten und herzten, während ihnen die hellen Thränen über die Wangen liefen, das, ihre lieben kleinen Leute, kann ich nicht beschreiben.

Drei Tage nach dieser Schreckensfahrt wurde von den gesammten Gutsbesitzern der Umgegend mit ihren sämmtlichen Bauern eine Wolfstreibjagd in dem Walde veranstaltet, wobei nicht weniger als 165 Wölfe erlegt wurden, diejenigen nicht gerechnet, welche mit dem tödtlichen Blei im Leibe in unzugänglichen Verstecke flüchteten, um nachträglich zu verenden. Das einen ganzen Tag andauernde Schießen hatte aber die noch lebengebliebenen Raubthiere so erschreckt, daß sie ganz aus dieser Gegend wichen, wenigstens wurde in demselben Winter von keiner Seite wieder gehört, daß ein Schaf oder eine Ziege geraubt, vielweniger ein Mensch angefallen worden wäre.

Der „Policemann".

Der Polizist gehört zur Gattung der Säugethiere und wirft lebendige Jungen, die ihm in die Quere kommen, vom Trottoir herunter. Er ist harmlos, so lange er von den Wirthen in seinem Distrikt gefüttert wird. Im ersten Stadium heißt er Patrolmann, dann wird er „Eckensteher" oder Sergeant, später Kapitän, und wenn er Chef wird, hört er auf, zur Polizei zu gehören. Dann ist er nämlich Pascha. Er hat zwei Beine, die im entscheidenden Moment jedoch für viere ausreichen. Er ist äußerlich blau und wenn's Hiebe setzt, auch bis auf die Haut. Der Polizist ist so gefährlich, daß er meistentheils von einem anderen Polizisten begleitet werden muß; in diesem Falle gehen Beide neben einander. Der Polizist ist meistens ein gesetzter Mann, meistentheils auch ein setzender. Der Polizist ist in der Regel auch sehr erfahren. Auf den Cars will er meistentheils umsonst fahren; läßt er aber Jemanden fahren, thut er's nicht umsonst. Der Polizist hat einen breiten Rücken, darum wird ihm auch sehr oft viel aufgeladen; er trägt gewöhnlich einen Schnurrbart und einen Revolver, ersteren im Gesicht und letzteren wo anders. Er bewacht unser Leben, welches gewöhnlich nicht sicher ist, wo er dazu kommt; er beschützt unser Eigenthum und nimmt sich seiner an. Wenn Gefahr droht und er Durst hat, schlägt er, wie Moses auf den Stein, würde aber sehr überrascht sein, wenn aus demselben Wasser käme. Er steht lieber beim Bier, als sonstwo, und sieht er irgendwo ein unlicenzirtes, geistiges Getränk, dann denkt er gleich: „Ha, Schnaps!" und er schnappt's auch wirklich. Er hält sich meist da auf, wo man seiner nicht bedarf, und ist nie am Platze, wo er am Platze wäre. In den Stationshäusern ist er zu Hause. Der Polizist ist ein Theil unserer großen Staatsmaschine und rostet, wenn er rastet; er muß deshalb sehr oft geschmiert werden. Ihn schützt außer dem Richter auch sein Stern und Knüppel. Ein völlig ausgewachsener starker Polizist stürzt sich mit Vorliebe auf Betrunkene; im Falle eines solchen Angriffs ist es für den Angegriffenen rathsam, so betrunken zu sein, daß er nicht im Stande ist, zu gehen, denn alsdann beschafft der Polizist einen Wagen, hebt sein Opfer mit Hülfe einiger Gefährten sachte in denselben und bringt ihn behutsam nach der Station; ist der Betreffende jedoch nicht im Stande, sich zu wehren und reizt durch Widerstand die Blutgier des Angreifers, so wird es ihm schlecht ergehen, denn der Polizist besitzt in seinem Knüppel eine furchtbare Waffe, von der er rücksichtslos Gebrauch macht, wenn ihm seine Beute Widerstand entgegensetzt.

Ein Wunderarzt.

Das Berliner Tageblatt vom 10. November schreibt: Die Dummen werden eben nicht alle in der „Metropole der Intelligenz", wie das schöne Berlin mit besonderer Vorliebe sich nennt—so ist man jetzt beim Passiren der Friedrichsstraße zwischen Schützen- und Krausenstraße auszurufen versucht. Hielten da vor dem Hause No. 53 Friedrichsstraße gestern Nachmittag gegen 4 Uhr wohlgezählt zehn Equipagen, während auf dem Bürgersteig sich eine Menschenmenge angestaut hatte, die zu erschauen dem Auge eines dienstbeflissenen Schutzmannes von hohem Interesse gewesen wäre, so aber glänzte der Mann der Ordnung durch seine Abwesenheit. Alles Blicke waren wie gebannt nach der Bel-Etage von No. 53 gerichtet; hinter den Scheiben dort konnte man Frauen, Kinder und vereinzelte Herren erblicken, und an dem einen Fenster hantirte ein Mensch an dem Kopfe eines anderen herum. Verweilen wir einen Augenblick bei jenem Menschen. Ueber seinem dunkelen, von schwarzem Haar umrahmten Gesicht thronte eine mit breiter Goldstickerei versehene Kappe, während der sichtbare Oberkörper des Mannes in einen braunen mit goldgesticktem Schmalkragen versehenen Kaftan gehüllt war. Die Hände dieses Individuums nun tasteten fortwährend nervös nach dem Gesicht jenes Gegenüber und vergruben sich in der Minute wohl zwanzig Mal und öfter in ein blendend weißes spitzubesetztes Taschentuch. Obgleich seit mehr als zwanzig Jahren in Berlin und mitten im öffentlichen Leben stehend, konnte ich mir aus der ganzen Sache keinen „rechten Vers machen," bis es endlich, angeregt durch die Bemerkung eines benachbarten Schusterjungen, anfing mir darüber hell zu werden. „Du, det is der indische Terke," meinte jener zu einem Kameraden, „der wird den da oben ordentlich insiefen!"—„Schafskopp, es is ja een Mächen, siehste denn det nich?" erwiderte der Andere, „die werd er doch nich balbiren." Ich bemerkte, daß es wirklich den Anschein hatte, als ob ein recht genialer Bartkünstler in juristischer Ausübung seines Amts begriffen war. „Na warte man, Männeken, lange wirst Du's hier wohl nich machen, bis se Dir bei'n Kanthaken kriegen," meinte ein behäbiger Spießbürger, und „es ist ein Skandal, kaum glaublich im neunzehnten Jahrhundert," sprach indignirt ein anscheinender Provinziale. „Wenn der HErr mit ihm ist," näselte es plötzlich hinter mir, so daß ich mich erschrocken umdrehen wollte, und da schlug es auch an mein Ohr: „Du, det is een Leitnant!" Nun noch ein Ruck und ich sah, daß es wirklich ein Lieutenant war, der von dem „HErr" geredet, aber ein weiblicher, von der Heilsarmee nur, der mit verzückten Blicken auf den goldstrotzenden Charlatan da gegenüber blickte. „Meine Gnädige hat er eben vor," äußerte sich—kaum glaublich—ein silberbetreßter Diener mit feistem, glattem Gesicht, sich herablassend vom Kutscherbocke zu einem Dienstmädchen herabbeugend, „also Unsinn ist es nicht!"

Vom amerikanischen Büffel.

Der leider auf den Aussterbeetat stehende amerikanische Büffel war für die Indianer und die ersten Einwanderer in diesem Lande von unschätzbarem Werthe, indem man von dem Thiere so ziemlich alles benutzte. Das Fleisch aß man frisch, salzte es ein, räucherte oder dörrte es. Zu dem letzteren Behufe wurden Stücke aus den Schenkeln und Schultern des erlegten Thieres geschnitten und über langsames Feuer oder bei schönem Wetter in der Sonne getrocknet. Aus diesem Dörrfleisch und Talg bereitete man sodann den berühmten Pemikan, welcher sehr nahrhaft war und zuweilen eine Zuthat von Saskatoon-Beeren oder Würzkirschen erhielt. Das fette Mark des Thieres wurde wie Butter benutzt und aus dem Fell bereiteten die Indianer ihre Schuhe, Kleider, Sättel, Zelte, sowie Zügel, Leinen, Seile u. s. w., die man noch bis vor Kurzem überall im Nordwesten der Ver. Staaten, sowie im westlichen Canada fand. Ueberdies lieferte der Dünger des Thieres, den man in den Prairien sammelte, ein brauchbares Brennmaterial.

Bis zum Jahre 1858 war der Büffel auf den canadischen Prairien noch ungeheuer zahlreich. Der bekannte Mischling James McKay berichtet, daß er um jene Zeit mit Pferden zwanzig Tage lang durch eine Büffelheerde gereist sei. In dem östlich vom Mississippi gelegenen Theile der Ver. Staaten soll der letzte Büffel im Jahre 1832, und zwar bei Trempe a l'Eau in Wisconsin, erlegt worden sein. Die ungeheure Dezimirung des Thieres datirt erst seit dem Bau der beiden Pacificbahnen, nach welcher Zeit die Büffel heerdenweise niedergeschossen worden sind, nur um ihrer Zungen, ihres Buckelfettes und ihrer Felle halber, welche Bestandtheile von Firmen im Osten der Union gekauft wurden. Oft nahm man sich gar nicht die Zeit, die Häute der erlegten Thiere handwerksgemäß abzuziehen, sondern man benutzte Pferdekräfte dazu. Die Verheerung, welche zu jener Zeit unter diesen Thieren angerichtet wurde, war so groß, daß Carver berichtet, man habe z. B. am Frenchman-Flusse fünfzig Meilen weit von einer Büffelleiche auf die andere springen können.

Bei den Jagden auf diese Thiere ereigneten sich zuweilen aufregende Scenen. Oft wendete sich der verfolgte oder angeschossene Büffel gegen seinen Verfolger, den er zwar aufzuspießen versuchte, aber nie, falls er ihn zu Fall brachte, mit den Füßen zerstampfte. Diese letztere Gepflogenheit des Thieres, sowie den Umstand, daß es infolge der eigenthümlichen Stellung seiner Hörner einen platt auf den Boden liegenden Menschen nicht zu erfassen vermag, hat mancher beherzte Jäger benützt, um sein Leben aus dem Kampfe mit einem wüthenden Büffel zu retten, wenn etwa Freunde in der Nähe waren, die das Thier nach einigen vergeblichen Versuchen, seinen Angreifer auf die Hörner zu nehmen, verscheuchten. Nur zu oft aber trug das Thier den Sieg davon. Einst wurde im Westen der Ver. Staaten ein Büffel erlegt, der lange Zeit auf seinen Hörnern ein Zeichen solch eines siegreichen Kampfes mit einem Menschen herumgetragen hatte. Dasselbe bestand nämlich aus einem menschlichen Becken, das an den Hörnern des Thieres hängen geblieben war.

Auf der Flucht vor den Jägern drängten sich die Büffel immer dicht in Heerden zusammen, wobei die Kühe sich in der Mitte des Haufens und die Bullen an der Außenseite desselben befanden. Die Ueberlebenden kümmerten sich nicht um die Getödteten, sondern setzten die wilde Flucht fort. Ausnahmsweise ist beobachtet worden, daß ein Bulle eine getödtete Kuh nicht verließ und sich gegen die Verfolger wandte. Große Verheerungen richteten die Thiere auch unter sich an, und zwar während der Brunstzeit, welche so furchtbare Kämpfe der Bullen unter sich brachte, daß immer eine große Anzahl derselben den Tod fand.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Thieres, namentlich während der Sommermonate, gehörte, daß es das Fressen insofern unterbrach, als es sich zur Abwechslung am Boden wälzte. Noch heute findet man an manchen Stellen der Prairie die dadurch entstandenen Vertiefungen im Boden. Auch hatte das Thier vom vierten Lebensjahre an die Gepflogenheit, seine Hörner zu putzen und zu schärfen, wozu es die in der Prairie zerstreut liegenden Irrblöcke benutzte.

Doppelsinniges Versprechen. Pfarrer: ....Müßiggang ist aller Laster Anfang! Sie müssen Ihre Kinder frühzeitig an das Arbeiten gewöhnen, liebe Frau!"

Frau: „Thu' ich auch, Herr Pfarrer—der Wastl muß immer seinem Vater das Bier holen—da hat er den ganzen Tag eine Beschäftigung!"

Doch etwas. „Wie, noch Keiner von all' Ihren Söhnen verdient was?!"—Doch der Jüngste, der ist kürzlich Soldat geworden!"

Natürlichkeit und Affektation.

Wenn nur das Mädchen einmal natürliches Benehmen zeigen wollte! So ruft wohl manche Mutter mit Seufzen, ohne zu bedenken, daß sie etwas Unerfüllbares verlangt. Das Töchterchen wird sich zwar bemühen, „natürlich" zu sein, ohne ein anderes Resultat, als das noch höheren Geziertheit zu erzielen. Natürlich und unbefangen in jeder Lage und jeder Person gegenüber ist nur ein in sich fertiger Charakter. Das junge Mädchen, das sich beständig beobachtet, ermahnt und getadelt weiß, wird nie frei aus sich heraustreten, kann sich nicht geben wie es ist, und die nun so ganz natürlich auftretende Befangenheit nennen wir Affektion. Ich habe einmal gelesen, die höchste Stufe der Erziehungskunst sei, der Jugend natürliches Benehmen beizubringen. Und wahrlich! betrachten wir sogenannte Backfische, die sich ganz unbefangen, ganz den Verhältnissen sich anpassend in Gesellschaft bewegen und haben wir dagegen Gelegenheit, sie im eigenen Hause zu beobachten, so kommen wir oft zu der Ueberzeugung, daß die ganze vielgepriesene Liebenswürdigkeit und Unbefangenheit nichts weiter als Gesellschaftsputz, seine Dressur ist. In den seltensten Fällen hat der Charakter, das Gefühl, eines jungen Mädchens jene Reife und Klärung, die ein unbefangenes Auftreten bedingt. Die anscheinende Geziertheit ist begründet in der Natur des Weibes und zeigt sich meistens vom 14. bis 18. Lebensjahre. Das Kind, dessen ganzes Sein bis dorthin Puppen und Spiele umfaßte, verläßt mit dem ersten langen Kleid der Kindheit goldenen Boden und sieht sich in eine ganz andere Region gestellt. Sie weiß selbstverständlich noch nicht das Richtige zu treffen, und sieht sich in ihrer Hülflosigkeit nach einem Vorbild um. Das Benehmen irgend einer älteren Dame imponirt, und nun legt sich die angehende Weltnovize mit wahrem Feuereifer darauf, das Gebahren der Betreffenden möglichst treu zu copiren. Daß die Versuche meistens unglücklich und possenhaft ausfallen, fühlt Niemand mehr als das unglückliche Opfer selbst, und rasch wendet sie sich einem neuen Vorbilde zu. So kommt es, daß das junge Mädchen oft wochenlang den gelassensten Ernst zur Schau trägt, um dann urplötzlich in das gerade Gegentheil, in unbändige Lustigkeit auszubrechen. Entsetzt stehen die Eltern vor dem unnatürlichen Benehmen ihres Kindes. Und doch ist das nicht so schlimm. Es ist eine natürliche Krise dieses Alters und muß mit Geduld und Nachsicht abgewartet werden. Der Zustand ändert sich mit der Zeit von selbst, die junge Seele hat gekämpft, die Gefühle haben sich geklärt, der Charakter bildet sich. Freilich sind noch Manche in den zwanziger Jahren mit dieser Kinderkrankheit nicht fertig und leiden auch ihr ganzes Leben daran. Das sind meistens durch falsche Erziehung geförderte Charakterschwächen, oder es sind erbärmliche, kleinliche Schachzüge auf dem Felde der Koketterie. Ist das Kind in die Jahre gekommen, wo es für Ideale schwärmt, so sorge man, daß nur gute, edeldenkende Menschen mit ihm verkehren, deren äußere Formen sie getrost nachahmen können. Die Hauptsache ist und bleibt, daß das Gemüth Nachahmenswerthes finde. Wirklichen Charakterfehlern, wie Koketterie, Herzlosigkeit trete man mit aller Strenge entgegen und scheue nicht Mühe noch Opfer, um das Mädchen vor solch' verderblichen Gifte zu schützen. Von großer Wichtigkeit ist auch die Lectüre in diesem Alter, weil die empfängliche Seele leicht die gegebene Romanheldin nachahmt und so die erste Möglichkeit gegeben ist, sich noch schlechten Mustern zu bilden. Man lenke und leite das junge Gemüth unmerklich in die richtigen Bahnen und lasse es nie ahnen, daß es unendlich viel Höheres und Edleres giebt, als die Aeußerlichkeiten, ohne dabei die feinen Formen bei Seite zu setzen. Sich selbstvergessen ist wir nur einmal eine Schaar junger Mädchen, [illegible] die im Augenblick der Begeisterung auch des frohen Uebermaßes alles Geziere bei Seite werfend, ihre eigene kleine wichtige Person vergessend, nichts sind, als harmlose Kinder. Nur vollständiges Selbstvergessen zeigt eine wahre, echte Natürlichkeit, die nicht anerzogen, nicht gelernt werden kann. Sie ist das Resultat guter, gewählter Lektüre, innigen Eingehens für andere Interessen, tüchtiger, ernster Arbeit, und zum Schlusse nicht zum mindesten wahrer Liebe, die wohl den höchsten Grad des Selbstvergessens in sich schließt.

Wettbewerb zwischen Deutschland und den Ver. Staaten.

Infolge der durch Staatssekretär Blaine in's Leben gerufenen Reciprocitäts-Politik hat sich ein lebhafter Wettbewerb zwischen den Ver. Staaten und Deutschland um den Handel mit den südamerikanischen Staaten entsponnen, welcher auch auf der Columbischen Weltausstellung ausgefochten werden soll. Den gegenwärtigen Stand der beiderseitigen Handelsverträge veranschaulicht folgende in der „Frankf. Zeitung" mitgetheilte und aus Berlin datirte Uebersicht:

Mit Columbia hat Deutschland wie bekannt, einen im Wortlaut noch nicht veröffentlichten Handelsvertrag kürzlich abgeschlossen. Mit den Ver. Staaten befindet sich Columbia im Zollkriege. Seine Einfuhr von dort war von 5,4 Mill. Doll. im Jahre 1884—85 auf 3,1 Mill. Doll. im Jahre 1890—91 zurückgegangen. Hamburg führte 1890 für 7,8 Mill. Mk., nach Columbia aus, England dagegen für 26 Mill. Mk., Frankreich für 34,3 Mill. Mk.

Mit Venezuela soll nach kürzlich hierher gelangten Nachrichten der Abschluß eines Vertrages bestehen. Ob und wie weit die politischen Wirren in Venezuela den Abschluß verzögern werden, kann man hier zur Zeit nicht ermessen. Mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebt es gleich Columbia im Zollkriege. Ein eigentlicher Vertrag zwischen Venezuela und Deutschland bestand bisher nicht. Seine Einfuhr aus den Vereinigten Staaten betrug 1890 und 91 4,7 Millionen Dollars, die aus Hamburg 16,7 Millionen Mark. Von England wurde für 16 Millionen Mark, von Frankreich nur für 8 Millionen Mark eingeführt. Im Verkehr mit Venezuela nimmt hiernach Hamburg nächst den Vereinigten Staaten die erste Stelle ein.

Auch Ecuador hat nicht mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen, wohl aber einen Meistbegünstigungs-Vertrag mit Deutschland und zwar bis zum 28. März 1897, von da ab mit einjähriger Kündigungsfrist. Der Zollkrieg ist noch nicht eröffnet. Bolivia und Peru haben nach keiner von beiden Seiten Verträge geschlossen. An der Ausfuhr nach allen drei Staaten, die übrigens nicht sehr groß ist, betheiligte sich Deutschland ungefähr wie die anderen Länder.

Ungleich wichtiger ist Chile wegen seiner langen Küste und wegen seines Salpeterhandels. Auch Chile hat weder mit uns noch mit Nordamerika Verträge; bei der bekannten Spannung mit den Ver. Staaten, und da es fast alle seine Erzeugnisse nach Europa absetzt, wird es voraussichtlich nicht sobald auf die nordamerikanischen Zumuthungen eingehen. Chiles Einfuhren betrugen aus den Vereinigten Staaten dreizehn Mill. Mark, aus England 66 Millionen Mark, aus Hamburg 38 Millionen Mark, aus Frankreich sechzehn Millionen Mark.

Auf Argentinien haben sich ganz besonders die Blicke der Ver. Staaten gerichtet, doch sind sie mit ihren Anerbietungen bis jetzt abgewiesen. Die Art, wie das geschehen, läßt vermuthen, daß Argentinien auch ferner ablehnend verharren werde. Deutschland hat einen von Jahr zu Jahr kündbaren Vertrag. Die Einfuhren beliefen sich auf 11 Mill. M. von den Ver. Staaten, 220 Mill. M. von England, 178 Mill. M. von Frankreich, 29 Mill. M. von Hamburg (außerdem 6 Mill. M. von Bremen). Es ist überraschend, daß die deutsche Ausfuhr nach Argentinien so sehr hinter der französischen und englischen zurücksteht.

Brasilien war der erste Staat, der das viel besprochene Gegenseitigkeits-Abkommen schloß, der erste auch, der es bereut, da er dasselbe sehr bald als wenig vortheilhaft erkennen mußte. Da Deutschland keinen Vertrag mit Brasilien besitzt, so ist augenblicklich seine Ausfuhr gegen die aus Nordamerika zurückgesetzt. Bisher behauptete sie sich nicht schlecht gegen diejenige aus anderen Ländern. Die Ver. Staaten führten für 59 Mill. Doll. England für 136 Mill. M. Hamburg für 66 Mill. M. Bremen für 9 Mill. Frankreich für 79 Mill. M. ein.

Uruguay ist frei nach beiden Seiten. An seiner Einfuhr nahmen Theil die Ver. Staaten mit 4 Mill. M. England mit 50 Mill. M. Hamburg mit 10 Mill. M. und Frankreich mit 37 Mill. M.

Mit Paraguay hat Deutschland einen Meistbegünstigungsvertrag bis zum 21. Juli 1897. Die Ver. Staaten haben noch keinen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen. Der Handel des Landes ist zu geringfügig, als daß er näher erörtert zu werden braucht.

Von Guiana hat der englische Theil einen Vertrag mit den Ver. Staaten abgeschlossen; der französische und der holländische Theil haben es nicht gethan, ohne daß bis jetzt der Zollkrieg gegen sie eröffnet wäre.

Ein interessantes Abenteuer.

Zeichner und Maler haben die Verfolgung eines mit Pferden bespannten Schlittens so häufig als Motiv für ihre Schöpfungen verwendet, daß sie für einen neuen Vorwurf dem Mr. Fred Wishaw, der in „Land und Water" erzählt, wie er in Rußland auf seinem Fahrrad durch Wölfe verfolgt wurde, nur dankbar sein können. Er befand sich in dem Distrikt Pskoff. Gerade hatte er nach einem kurzen Aufenthalt seine Maschine auf's Neue geschmiert, als er hinter sich ein verdächtiges Geräusch vernahm und, sich umdrehend, ein Rudel von fünf großen Wölfen auf sich losstürzen sah. Im Nu saß Wishaw auf seinem Rad und fort ging es in schwindelerregender Fahrt. Nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, sah er sich einmal um, in der festen Ueberzeugung, daß von den Wölfen keine Spur mehr zu entdecken sein würde, bemerkte aber zu seinem Schrecken, daß die Wölfe mindestens 10 Meter an Distanz gewonnen hatten. Er machte darum einen Spurt und schoß aufs Neue vorwärts. Glücklicherweise war der Weg so eben wie ein Billard, trotzdem aber fühlte Wishaw wohl, daß er solch eine außergewöhnliche Kraftanstrengung nicht lange würde aushalten können. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er läutete wie wahnsinnig. Die Wirkung dieses Geräusches auf die Wölfe war sonderbar. Sie blieben sofort stehen und verschwanden mit eingezogenem Schwanze hinter den Bäumen. Bald aber hatten sie frischen Muth gefaßt und waren wieder hinter ihm. Der Weg wurde jetzt gefährlicher. Wohl zum zwanzigsten Male blickte Wishaw hinter sich, um zu gewahren, daß seine Verfolger ihm immer mehr auf die Fersen kamen und kaum noch 50 Meter von ihm entfernt waren. Plötzlich hörte er ein fremdes Geräusch—achtete nicht auf den Weg und schoß vom Wege mit seinem Rad in den Schnee, in den dieses einige Fuß eindrang. Wishaw zweifelte nicht mehr daran, daß seine letzte Stunde geschlagen habe. Er ergriff die schwere eiserne Lenkstange seines Fahrrads und sprang hinter einen Baum, mit der Absicht, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. In diesem Augenblicke schnellten fünf Rennthiere über den Weg. Dies rettete Wishaw vom sicheren Tode, denn kaum erblickten die Wölfe diese Thiere, als sie deren Verfolgung aufnahmen. Schnell zog Wishaw sein Rad aus dem Schnee hervor, sprang in den Sattel und fuhr so rasch er es vermochte weiter. Sicher und wohl in der nächsten Stadt angekommen, war es für ihn ein echt sportmännischer Genuß, auszusprechen, daß er in 2 und ein viertel Stunden 28 englische Meilen zurückgelegt und damit den bestehenden Rekord geschlagen hatte.

Humoristisches.

Im Geschäftseifer. „Sind diese Brautschleier gut?"—„Gewiß, man kann sie sogar zu demselben Zweck mehrmals benutzen."

Bedingt. „Liebes Männchen, liebst Du mich wirklich treu und wahr?"
„Gewiß, süßes Weibchen! Verlange jeden Beweis—bis zum Betrage von hundert Mk."

Modern. Theaterdirektor: „...Aber, mein Lieber, das macht ja nichts, wenn Ihr Stück schlecht ist—wenn's nur dem Publikum gefällt!

Ein ganz Gescheidter. 1. Kommissionsmitglied: „Wie viel Diebe dürften es wohl gewesen sein, die hier eingebrochen sind?" — 2. Kommissionsmitglied: „Dem Loche nach kann's nur Einer gewesen sein!"

Entrüstung. Arbeiter (der vom Gerüst heruntergefallen ist und vorläufig mit frischem Wasser erquickt wird): Herrgott, wie hoch muß ma' denn hier 'runterfliegen, bis ma' amal a' Glas Wein kriegt!

Unpassend. Herr: „Ihre Tochter besitzt eine seltene Liebenswürdigkeit und einen seltenen Mutterwitz!"
Dame: „Mutterwitz? Wie unpassend,—sie ist ja nicht einmal verheirathet!"

Freiwillig.—Dame: „Wie kam es denn nun eigentlich, daß Ihre Verlobung mit dem Doktor auseinanderging?"
Aeltliche Jungfrau: „Nun, er wollte nicht—und da habe ich freiwillig verzichtet."

Rache. Student (der im Examen durchgefallen ist): Jetzt räche ich mich an den Professoren: ich verklag' sie wegen Betrugs, da sie die Unwissenheit eines Anderen benutzten, um ihm zu schaden.

Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Was ist eine Reitbahn?"
Rekrut: „Ein gedeckter Raum, der—"
Unteroffizier: „Esel. Eine Reitbahn ist gerade so lang wie breit!"

Kasernenhofblüthe. Unteroffizier: „Schockschwerenoth! Was seid Ihr doch für uncivilisirte Kerls! Eine Zulukaffernhorde ist ja gegen Euch das reine Ballkomite!"

Frauenlogik. Vater: „Heutzutag' ist's mit den Kindern ein Kreuz—von dreien mißrathet gewiß eines!"
Mutter: „Nun, da ist's ein Glück, daß ich nur zwei hab'!"

Gut abgerichtet. „Meine Nachbarin hat mir neulich g'sagt, daß sie nur das kochen darf, was sich ihr Mann wünscht. Da hab Ich g'schelatert: „ugerich't! Mein Mann darf sich nur wünschen, was Ich koch'!"

Der junge Arzt. Haben Sie denn auch ein Wartezimmer, Herr Doktor?—Zwei sogar. Eins, in welchem meine Patienten auf mich, und eins, in welchem ich auf meine Patienten warte.

Grausame Insinuation. Miß Bondelipper: „Bridget, ein Theil meines Schmuckes ist mir abhanden gekommen." Bridget, welche die Zeitungen liest: „Sicherlich, Mäm, Sie wollen damit doch nicht sagen, daß ich ein Mitglied der englischen Aristokratie bin?"

Trinker-Logik. Sie, das ist was Hartes, wenn man leidend ist! Da hat mir mein Arzt neulich vorgeschrieben, ich soll mehr Wein als Bier genießen! Nun hob' ich vier Maß Bier getrunken—jetzt muß ich also doch mindestens fünf Liter Wein trinken!

Logisch. Ein norddeutscher Offiziersbursche spricht am Sonntag Nachmittag von der Straße aus einen Kameraden an, der aus dem Fenster sieht. „Jehst De denn heute nich aus, Justav?"—„Nee, ick muß warten, bis mein Lieutnant nach Haus kommt."—„Langweilst De Dir nich?"—„Ick mir langweilen! Ick hab ja nischt zu thun!"

Immer zerstreut. Magd: „Herr Professor—denken Sie sich—ich habe soeben eine Stecknadel verschluckt."
Professor: „Nun—da haben Sie eine andere."

Ein arger Lügner prahlte einst in einer Gesellschaft, er sei schon in fünf Minuten eine Meile geritten. Man bat den anwesenden Herrn, der als tüchtiger Richter bekannt war, um seine Meinung darüber. „Je nun," sagte er trocken, „reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch."

Etwas später. Sie wagen es wohl nicht, Ihrer Frau zu widersprechen?—O doch, aber erst, wenn sie zur Thür hinaus ist.

Ein bescheidenes Kostüm. „Aber, Emmi, wo ist denn mein weiß und blau gestreifter Shlips hingekommen?"
„Ach, sei nicht böse, Männchen, ich habe mir ein Badekostüm daraus gemacht!"

„Glaubst Du wirklich, daß es Selbstmörder-Clubs gibt?"
„Kann's nicht sagen. Doch halt—neulich sah ich in der Zeitung ein Boardinghaus für Goldtinkturleute angekündigt.

Nie verlegen. Baron: Mit dem Pferde, welches Sie mir vorige Woche verkauften, haben Sie mich wieder 'mal schön angeführt! Meinen Stallburschen, der es gestern spazieren geritten, hat es viermal und mich heute nicht weniger als dreimal abgeworfen! Sie werden einsehen, daß das Pferd also für mich völlig werthlos ist!
Pferdehändler: Wie heißt: werthlos! Erlauben Se, Herr Baron, Alles was gut ist, werft viel ab!

Fatale Aehnlichkeit. Bummel (in einem Restaurant): „Du, jener Herr dort am vierten Tisch rechts ist meinem Onkel aber auffallend ähnlich!"
Rummel: „Nun, so pump' ihn doch an!"

Logik. „Ist das Verbum „schlagen" thätig oder leidend?" fragte ein Lehrer einst einen Schüler.—„Für Sie, Herr Lehrer," antwortete er, „ist es thätig, für mich leidend."

Angetrumpft. Alter Geck: „Mein Fräulein, für Sie würde ich durch's Feuer gehen!"—Dame: „Sie haben wohl kalte Füße?"

Scharfe Antwort. Herr: „Haben Sie schon einmal einen dressirten Ochsen gesehen, mein Fräulein?"—Fräulein (gelangweilt): „Sie wollen aber nichts wie Komplimente hören!"

Unsere Dienstboten. Herr: „Jetzt bringen Sie mir die Zeitung, sie ist doch schon vor einer Stunde angekommen!"
Diener (beleidigt): „Aber, gnä' Herr, kann ich sie denn auf der Treppe lesen!"

Ein Vorzug. Mutter: „Karl, wie kannst Du nur so ungezogen gegen Deine Schwester sein!"—Karl: „Ja, Mama, der Else, der giebt Du natürlich immer recht, weil sie geläufiger weinen kann, als ich."

Verblümt. Frau (am Clubabend): „Wirst Du zeitig nach Hause kommen, lieber Mann?"
Mann: „Ja, ich denke wohl—aber warte ja nicht mit dem Frühstück auf mich!"

Enttäuscht. Patient: „Lieber Doktor, wenn ich dieses Mal noch durchkomme —"—Arzt (gespannt): „Nun...?"—Patient: „Verlassen Sie sich darauf, dann nehme ich mir einen anderen Hausarzt!"

Aus dem Gerichtssaale. Richter: „Gestehen Sie nur, daß Sie den Diebstahl begangen haben. Ihr Leugnen hilft Ihnen ja doch nichts!"
Angeklagter: „O, Herr Richter, das kann man so genau doch noch nicht wissen!"

Nicht so schlimm. Fräulein: „Wie können Sie sich unterstehen, mein Bild im Schaufenster auszustellen?"
Photograph (gleichgültig): „O, was ist denn daran gelegen; ich gebe ja doch mein Geschäft auf!"

Dilemma. Sonntagsjäger (der zu einer Treibjagd eingeladen ist): „Die Menge Treiber........wie zwischen denen immer durch schießen!"

Gläubiger Student. A.: „Sie kommen also von Wien? Was macht denn mein Bruder, studirt er fleißig?"—B.: „O gewiß; namentlich in der Zoologie macht er enorme Fortschritte, hat schon Bären angebunden und weiß auch schon mit Affen umzugehen."

Bescheiden. Lieutenant: „Wirklich kolossal, das Glück, das der steinreiche Rentier Bachfeld hat!"
Kamerad: „Wahrscheinlich noch das große Loos gewonnen?"
Lieutenant: „Ah, nie, mehr als das! Habe mich gestern mit seiner Tochter verlobt!"

Der Waidmann vor Gericht. Richter: „Ich muß Sie, Herr Förster, nun nachträglich doch vereidigen!" (Förster erbleicht.)
Richter: (wohlwollend): „Ihr Eid bezieht sich natürlich nicht auf das vorausgeschickte, höchst merkwürdige Jagderlebniß, sondern lediglich auf das, was mit dem vor uns, als Angeklagter, stehenden Wilderer direkt zu thun hat!"

Verwundert. „Siehst Du, Emmchen, das ist der Platz wo Du wohnst," sagte die ...... zeigte dem Töchterchen auf der vorliegenden Landkarte die Stadt Detroit.
„Ist das der ganze Platz," meinte Emmchen verwundert, „ich dachte doch nicht, daß er so klein wäre."

Kindliche Auslegung. Eine Gouvernante las mit ihrer Schülerin das Gedicht: „Der alte Barbarossa". An der Stelle: „Der Stuhl ist elfenbeinern, worauf der Kaiser sitzt," fragt die Gouvernante: „Also, Laura, was sagt der Dichter von dem Stuhl?"
Laura: „Er habe elf Beine!"

Grobe Antwort. „Sie sitzen auf Ihrem Gaul, wie ein Schlächter," bemerkte ein junger Lieutenant, in dessen Adern blaues Blut floß, zu einem alten ausgedienten General scherzhaft.—„Schon möglich," erwiderte dieser mit grimmigen Lächeln, „denn ich habe zeitlebens solche Kälber, wie Sie eines sind, zum Schlachten geführt."

Kasernenhofblüthe. Unteroffizier (beim Morgenexerciren): „Donner und Doria, reißt dort en Kerl 's Maul auf! Der meint gewiß, weil's heißt: „Morgenstund' hat Gold im Mund," er müßt' der ganzen Compagnie das Stück Kommißbrod von gestern Abend noch zeigen!"

Auch eine Hülfe. Peperl: „.......... Jetzt muß ich heim—der Vater will schreiben!"
Marl: „Aber da kannst du ihm doch nicht helfen!"
Peperl: „Freilich—seine Federn thut er auswischen an meinem Kopf!"

Verrätherisch. Herr: „Was soll denn die alte Nähmaschine da im Hausflur?"
Hausknecht: „Die haben der gnädige Herr gestern aus der „Sonne" Abends heimgebracht; dafür haben Sie Ihr Velociped stehen lassen."

Aus Italien. Tourist: „Sagen Sie, wie viele Esel haben Sie hier im Sommer?"
—Eseltreiber: „Das ist ganz verschieden. Jemehr Touristen, je mehr Esel!"

Das elfte Gebot. Ein Dorfschullehrer hatte den Kindern die zehn Gebote Gottes erklärt und sich dieselben von ihnen aufsagen lassen. „Du, Kleine," fragte er barsch ein Mädchen, um es in Versuchung zu führen, „wie heißt das elfte Gebot?"—Ohne gerade verlegen zu sein, antwortete das Mädchen: „Du sollst die zehn halten."

Auf ärztliche Verordnung. Richter: Sie haben der Frau bei der Sie bedienstet waren, hier aus der Arzneischachtel nach und nach das ganze Geld gestohlen.
Angeklagter: Ich befolgte nur die Anweisungen des Arztes. Es steht doch auf der Schachtel: „Alle Tage zweimal zu nehmen!"

Charakter-Gleichheit. „Was haben Sie nur immer mit Ihrer Frau zu streiten?"—„Ja, ja! Das kommt einfach davon, weil wir Beide ganz denselben Charakter haben."—„Wie das?"—„Nun, sie will kommandiren und ich auch."

Kindermund. In einer kleinen Garnisonstadt stehen Franz und Gretchen am Fenster. Es geht ein Husar vorüber; die Uniform ist den Kindern nicht bekannt, weil in der Stadt nicht Husaren stehen.
Du, Franz, fragt Grete, was ist denn das für Einer? So Einen hab' ich noch nie gesehen.
Franz (wegwerfend): Ach, der ist aus einer anderen Schachtel.

In der pädagogischen Presse Deutschlands wird mit Recht der nachstehende eigenthümliche Fall der Bestrafung eines Schulkindes zur Sprache gebracht: In Kreuzburg O.-Schl., zündete ein Schulknabe einen Heuhaufen auf der Wiese an. Dafür wurde er zu fünf Tagen Gefängniß verurtheilt. Auf ein Gnadengesuch an den Kaiser kam der Bescheid, daß die Gefängnißstrafe in eine Schulstrafe umgewandelt werden solle. Der Kreisschulinspektor ordnete an und die königliche Regierung hat es bestätigt, daß der Knabe für jeden Tag fünf, in Summa fünfundzwanzig Stunden Arrest absitzen soll. Die sechs Lehrer der Schule haben dabei abwechselnd die Aufsicht zu führen und ihn zu beschäftigen. Der „Preuß. Lehrerztg." giebt der vorstehend wiedergegebene Sachverhalt zu der Frage Anlaß: „Wer hat denn eigentlich den Heuhaufen angezündet. Der Junge oder die sechs Lehrer?

In Leipzig fanden sich dieser Tage aus allen Theilen Deutschlands die angesehensten Vertreter der Pianoforte-Fabrikation zusammen, um einen Verein deutscher Pianoforte-Fabrikanten zu bilden. Nach kurzen Berathungen erfolgte die Gründung des Vereins, der in Berlin seinen Sitz hat und Folgendes als Hauptaufgabe betrachten will: die Errichtung einer Centralstelle, um bei den maßgebenden Behörden den Wünschen seiner Mitglieder Geltung zu verschaffen, die Vertretung in Ausstellungs-Angelegenheiten und die Erhöhung der gegenseitigen Sicherheit im Handelsverkehr durch Ertheilung von Auskünften über die Creditfähigkeit der Kundschaft und durch gemeinsames Vorgehen gegen jedes unlautere Geschäftsgebahren. Nur jeder wirkliche selbstständige handelsgerichtlich eingetragene Fabrikant kann Mitglied des Vereins werden. Als erster Vorsitzender wurde Commerzienrath Bech-